

'Den Europäern fehlt militärisches Gewicht'

Malcolm Rifkind plädiert für Realismus bei der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik

In München hat am Wochenende eine deutsch-britische Konferenz über die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union stattgefunden, die von der Süddeutschen Zeitung und der britischen Botschaft in Bonn veranstaltet wurde. Teilnehmer waren neben den Außenministern beider Länder hohe Beamte, Publizisten und Parlamentarier. Mit dem britischen Außenminister Malcolm Rifkind sprach Josef Joffe.

SZ: Wie werden wir mit der Quadratur des Kreises fertig: Die Europäer wollen eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik, aber nicht ihre Souveränität aufgeben.

Malcolm Rifkind: Richtig, aber immer mehr nationale Interessen kommen doch zusammen. Wir haben uns die Zusammenarbeit inzwischen angewöhnt, und so verringern sich die Differenzen. Früher hatten wir in Europa eine Tradition des Konflikts, heute die der Kooperation. Es funktioniert nicht immer, aber . . .

SZ: Wo kommen denn unsere Interessen zusammen - in Bosnien?

Rifkind: Bosnien ist ein sehr gutes Beispiel für die Zusammenarbeit, auch wenn es keine totale Übereinstimmung gab. In der Kontaktgruppe waren England, Frankreich und Deutschland für einen Großteil des Fortschritts gut.

SZ: Warum aber mußten sich erst die USA einschalten, bevor es zu echtem Fortschritt kam?

Rifkind: Anfänglich haben die USA nicht ihr ganzes Gewicht zusammen mit den Europäern eingesetzt.

SZ: Das ganze Gewicht der Europäer hat also nicht ausgereicht.

Rifkind: Natürlich nicht; die USA sind eine Supermacht. Realistischerweise muß man eingestehen, daß Europa heute noch nicht soviel in die Waagschale werfen kann. In Bosnien war es das größte Handicap der Europäer, daß sie sich nicht über den Einsatz von Bodentruppen einigen konnten. Deutschland und Italien waren aus historischen Gründen nicht dazu fähig. Künftig, das zeigen die jüngsten Trends, wird das besser werden.

SZ: Außenpolitik hat mit der Fähigkeit zum schnellen, dezidierten Handeln zu tun - mit Führungsfähigkeit. Wenn mehrere Nationen handeln müssen, taucht sofort die Fra-

ge auf: Wer führt, wer folgt?

Rifkind: Das hängt davon ab. Jedes Land hat seine eigene Expertise, je nach Bereich. Manchmal sind Sie dran, manchmal wir . . .

SZ: Die Briten würden sich uns unterordnen?

Rifkind: Wir würden akzeptieren, daß manche Länder in manchen Regionen mehr Erfahrung haben als andere. SZ: Erfahrung verleiht Führung?

Rifkind: Nein, Erfahrung bedeutet, daß Ihr Urteil oder das der Franzosen besondere Aufmerksamkeit verdient. Führung ist etwas anderes. Guter Rat ist immer billig. Führung erfordert politischen Willen. Und dazu militärisches, wirtschaftliches oder diplomatisches Gewicht. Ein Problem der EU ist die ständige Beschwörung des politischen Willens, aber dann fehlt es an der Substanz. Um ein USA-ähnliches Militärpotential auf die Beine zu bringen, müßten die Europäer ihr Verteidigungsbudget verdoppeln. Daran denkt niemand. Und deshalb dürfen wir uns nicht unrealistischen Ambitionen hingeben. Das schmälert unsere Glaubwürdigkeit. Wir sollten über eine gemeinsame Außenpolitik nur reden, wenn der Willen und die Mittel da sind.

SZ: Was bleibt dann, wenn die Muskelkraft fehlt?

Rifkind: Erstens kann man die entwickeln . . .

SZ: In einer Zeit der kompetitiven Abrüstung?

Rifkind: Außenpolitik hat nicht nur mit Militärpolitik zu tun. Europa ist reich, hat große ökonomische Kraft, auch eine zentrale geographische Lage. Wir haben großen Einfluß auf die Mittelmeerländer, den Nahen Osten.

SZ: Europa und der Rest der Welt: Mit Jacques Chirac hat ein französischer Präsident zum erstenmal seit zwölf Jahren die USA besucht. Ist das das Ende des Gaullismus - oder der alte Wein in atlantischen Schläuchen?

Rifkind: Ein reiner Besuch ist noch kein historisches Ereignis. Aber er stellt schon eine Art Wandel da. Dahinter steht der Wunsch, die NATO weiterzuentwickeln und ein Interesse, das sich den Interessen Resteuropas angenähert hat, aber nicht mit ihnen identisch ist.

SZ: Also das Ende des Gaullismus?

Rifkind: Noch nicht. Paris will sich nicht in die Militärorganisation der NATO einreihen. Da gibt es immer noch die Vision einer separaten europäischen Befehlsstruktur in der NATO.

SZ: Geht das alte Spiel weiter?

Rifkind: Wir müssen abwarten. Es gibt positive Entwicklungen - und widersprüchliche Signale.

SZ: Eine Grenze der gemeinsamen Außenpolitik wird immer erreicht, wenn die atlantischen Bindungen Londons und Bonns mit den kontinentaleuropäischen Ambitionen Frankreichs kollidieren. Wird's jetzt einfacher?

Rifkind: Wenn Sie mich zwingen ja oder nein zu sagen, würde ich ja sagen. Aber es ist ein qualifiziertes Ja. Nur: In Bosnien hat es die NATO immerhin geschafft, out of area zu operieren.

SZ: Die NATO oder Amerika?

Rifkind: NATO. Das Bombardement war eine NATO-Initiative.

SZ: Amerikaner führten 80 Prozent der Einsätze durch.

Rifkind: Richtig, die Amerikaner haben auch mehr. Nur: Es ist gar nicht so lange her, da wäre die Teilnahme Frankreichs unvorstellbar gewesen - mit einem oder 100 Flugzeugen.

SZ: Deutschland und England: Die Beziehung sieht immer schlechter aus als sie angesichts der vielen gemeinsamen Interessen sein dürfte. Warum?

Rifkind: Wo immer es um die Substanz geht, stimmen Deutschland und England überein. Die Differenzen tauchen auf, wo es um die Rolle von Institutionen geht. Deutschland vertraut offenbar viel mehr in die Fähigkeit von Institutionen, politische Probleme zu lösen.

SZ: Und England?

Rifkind: Wir glauben, daß die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik ein Mittel zum Zweck ist, aber nur eines.

SZ: Und die anderen Mittel?

Rifkind: Wenn nicht alle Europäer übereinstimmen, dann arbeiten die zusammen, die sich einig sind. Zum Beispiel in Bosnien. Da hat nicht die EU gehandelt, sondern ein halbes Dutzend der wichtigen europäischen Staaten.